

# Helga Nowotny

## Wie männlich ist die Wissenschaft?

*Eine wissenschaftssoziologische Analyse*

### 1. Etablierte und Außenseiter

Zwei Zitate möchte ich an den Anfang meiner Ausführung stellen. Das erste ist bekannt, knappe 100 Jahre alt und trifft die Erwartungen, mit denen Sie hergekommen sind:

*»Der Hauptunterschied in den intellektuellen Fähigkeiten der beiden Geschlechter zeigt sich darin, daß der Mann höhere Auszeichnung (eminence) erzielen kann als die Frau, in was immer er anfaßt - ob nun tiefe Gedanken erforderlich sind, Vernunft, Phantasie oder einfach der Gebrauch der Sinne und der Hände. Wenn zwei Listen der besten Männer und Frauen in der Dichtkunst, Wissenschaft und Philosophie angefertigt würden, sie würden den Vergleich nicht ertragen. Wir können auch ... daraus schließen, wenn Männerfähig sind auf so vielen Gebieten entscheidende Auszeichnungen über Frauen zu erreichen, daß ihre durchschnittliche Kraft des Geistes überjener der Frauen liegen muß.«*

Das zweite Zitat ist weniger aktuell, 200 Jahre alt und spricht gar nicht von Frauen:

*»Milton, Boileau, Pope, Racine, Tasso, Molière, so gut wie alle Poeten von Rang, sind in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden; Eure Poeten sind meist selbst nur Übersetzer. Nennt mir einen schöpferischen Geist auf Eurem Parnaß, einen deutschen Poeten, der von sich heraus ein Werk mit einiger Reputation geschaffen hätte - Ihr könnt es nicht« Ce vous en défie, Mauvillon).*

Aus beiden Zitaten spricht ihre Zeit, beide sind durchaus auf der wissenschaftlichen Höhe, im ersten Fall der Biologie, im zweiten Fall der Literaturwissenschaft, ihrer Zeit. Was sie gemeinsam haben, ist nicht einmal so sehr das Vorurteil. Es ist die Blindheit, die aus den Annahmen der jeweils gesellschaftlich oder politisch mächtigeren Gruppe spricht. Denn zur Zeit, in der Darwin schrieb, daß die Männer mehr Geduld, größere Ausdauer und Mut haben als die Frauen, strafte ihn Millionen von Frauen in ihrem täglichen Leben Lügen.

Die der Arbeiterklasse zugehörigen Bewohner der großen Städte hatten einen Daseinskampf auszukämpfen, der in nichts dem der menschlichen Urahren nachstand, und besonders die Frauen mußten jene Eigenschaften aufbringen - Mut, Geduld und Ausdauer -, die Darwin den Männern zuschrieb. Das vernichtende Urteil über die deutsche Literatur und Sprache im Vergleich zur französischen, das Mauvillon und 40 Jahre später Friedrich der Große abgaben, erfolgte fast zur gleichen Zeit wie die ganze Entfaltung der deutschen Literatur und Philosophie, die wir kennen.

Aufgabe der Wissenschaft ist es jedoch, die unhinterfragten Annahmen, die tradierten Selbstverständlichkeiten, die der soziale Kitt aller Welt- und Gesellschaftsbilder sind, kritisch zu hinterfragen, selbst auf die Gefahr hin, daß einiges dabei aus dem Rahmen fallen könnte. So möchte ich mich heute der Aufgabe stellen, jenen Konflikt näher zu analysieren, der immer dann sichtbar aufflammt, wenn das Thema »Frauen und Wissenschaft« angesprochen wird. Denn aus der Sicht der herrschenden Wissenschaft - die Frauen würden sagen, der von Männern beherrschten Wissenschaft - ist nichts unangebrachter als das Adjektiv »männlich« mit einer Institution zu verbinden, die sich selbst, in ihren Idealen und ihrem Funktionieren gerne als meritokratisch und geschlechtsneutral wähnt. Für sie ist, um einen Augenblick in den Jargon meiner Disziplin zu verfallen, Geschlecht ein funktional irrelevanter Status.

Nicht so für viele Frauen, denen eben dieselbe Institution in ihren täglichen Erscheinungsformen der gelebten sozialen Wirklichkeit als männlich gegenübertritt. Auch mir. Denn was anderes hat es sonst zu bedeuten, und für einen Augenblick lang sind sich wohl alle hier einig, auch wenn Einigkeit heute abend eine Ausnahme bleiben mag - daß mein Thema zu den sogenannten Frauenthemen gehört - mit all den dazugehörigen Assoziationen, die näher auszumalen ich Ihnen überlassen möchte.

Ich möchte den Beweis führen, daß in den sogenannten Frauenthemen immer auch Männerthemen stecken - im Fall der Wissenschaft ganz besonders.

Dazu möchte ich zunächst die offiziell ereignislose, die Nicht-Geschichte der Frauen, in die offizielle Geschichte der Natur- und Menschenwissenschaften verwandeln, denn ihr Programm handelt in hohem Maße von kognitiven Objekten, in denen Frauen als Natur und Natur als Frauen konstituiert werden. Weiter wird zu zeigen sein,

wie hartnäckig die in der bürgerlichen Gesellschaft vorherrschende geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Institution der professionalisierten Wissenschaft fortlebt. Schließlich möchte ich die Versuche der Frauen zu einer Rekonzeptualisierung der Wissenschaft und ihrer Erkenntnismethoden zu gelangen, als Teil eines größeren historischen Prozesses interpretieren, in dem sich das gewandelte Verhältnis zwischen wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Entwicklung im Verhältnis der Frauen als Außenseiter zur etablierten Wissenschaft widerspiegelt. Genügend Diskussionsstoff wird der letzte Punkt geben, den ich anschneiden werde: Gibt es eine weibliche Wissenschaft?

## 2. Die männliche Geburt der Wissenschaft

Der erste historische Zeuge der Entwicklung der modernen Naturwissenschaft, den es aufzurufen gilt, ist Francis Bacon und sein unvollendet gebliebenes Werk mit dem zunächst seltsam anmutenden Titel »Temporis Partus Masculus« - die männliche Geburt der Zeit. Mit der Zeit ist die neue Zeit der neuen Wissenschaft gemeint, zu deren programmatischen Fundierung Bacon selbst einen der entscheidendsten methodischen Grundsteine legte. Bacon verdammt in diesem Werk kurzerhand alle bisherigen Großen, angefangen von Aristoteles über Plato, zu Galen und Hippokrates, Thomas Aquinas, Paracelsus, Cornelius Agrippa und Peter Ramus. Ihnen wird vorgeworfen, moralisch den Nöten der Menschheit gegenüber indifferent geblieben zu sein. Der Logik der bloßen Ideen muß die Tat, die naturwissenschaftliche Methode folgen, die allein geeignet ist, die Herrschaft des Mannes über die Natur herzustellen. In diesem Werk findet sich auch Bacon's berühmter Satz, den er einen imaginären Lehrer zu seinem Schüler sprechen läßt: *»Ich bin in Wahrheit gekommen, um die Natur mit allen ihren Kindern zu Dirzu führen, sie in Deine Dienste zu stellen und sie zu Deiner Sklavin zu machen.«* In unseren Zeugenstand können wir auch Bacon's Nachfolger und andere Berühmtheiten wie Robert Boyle, Joseph Glanville oder Oldenbourg den Sekretär der Royal Society, rufen, die alle die neue Philosophie als männliche bezeichnen. Das männliche Ziel bestand darin, mehr über die Methoden zu erfahren, wie die Natur gefangen werden könnte, um sie den Männern zu unterwerfen.

Ich bin nicht der Meinung, die Brian Easlea (Witch-hunting, magic and the new philosophy bzw. Science and sexual oppression) vertritt, daß die Experimentalphilosophen des 17. Jahrhunderts insgesamt in der neuen Philosophie ein Surrogat für ihre eigene sexuelle Betätigung sahen, in der die männlichen Philosophen in die verdeckten Geheimnisse einer im wesentlichen weiblichen Natur »eindringen«, um solcherart ihre Männlichkeit unter Beweis zu stellen, was ihnen im wirklichen Leben, bei den zu dieser Zeit noch gar nicht passiven Frauen, nicht gelang. Dies mag auf Einzelfälle, mit ziemlicher Sicherheit wissen wir es etwa von Newton, bis zum heutigen Tag zutreffen. Es besteht auch wenig Zweifel an der üb erwiegend frauenfeindlichen Haltung der gelehrten Männer jener Zeit, deren Verachtung für die Frauen immer wieder in den zeitgenössischen Dokumenten durchbricht, einschließlich der regelmäßig wiederkehrenden sexuellen Metaphern, wenn es um das Eindringen in die Natur und die **Beherrschung** der Natur geht.

Ich sehe die Bedeutung des neuen wissenschaftstheoretischen und praktischen Programms vielmehr darin, daß die mechanische Philosophie zunächst den tiefgehenden und von vielen sicher schwer vollziehbaren, weil schmerzlichen Bruch mit einer organischen Naturphilosophie bedeutete, in der die Natur als organische Einheit und anthropomorph als weibliches Wesen, als die große Mutter, begriffen wurde. Unzählige Zitate aus der Literatur der Zeit und bildliche Illustrationen lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß der hermeneutische Philosoph, der Alchemist, der noch der gelehrige Schüler, der Gehilfe und Jünger einer all-weisen, gütigen und nährenden Natur als Mutter war, in der neuen Lehre zu ihrem distanziert operierenden Manipulator wurde, der angetreten war, um der Natur aggressiv ihre Geheimnisse zu entwinden und sich zu ihrem Besitzer und Herrn zu machen.

Dies bedeutet jedoch, daß die Frauen, anders als die Männer, in einem zweifachen Sinn von der neuen Wissenschaft ausgeschlossen wurden: als Frauen ihrer Zeit, die überwiegend in ihren geistigen Fähigkeiten als den Männern inferior angesehen wurden (ein Schicksal, das sie mit einem Teil der Männer, die jetzt ausdrücklich als »ungebildete Handwerker« bezeichnet werden, teilten - insofern stellt der Siegeszug der mechanischen Philosophie tatsächlich den Sieg der sich der neuen Philosophie verschreibenden Männer über die ungebildeten Männer und alle Frauen dar), UND als Frauen, die

zumindest im anthropomorphen Denkstil der Zeit mit einer weiblich gedachten Natur assoziiert wurden. Obwohl das Bild der nährenden Mutter Erde (Natur) noch längere Zeit besonders die populäre Imagination prägte, wurde es doch durch das Bild einer zu kontrollierenden Natur überlagert. Von einer aktiven Lehrerin, einer Mutter, verwandelt sie sich in einen geistlosen, unterworfenen, materiellen, d. h. leblosen Körper. Der neue begriffliche Rahmen der wissenschaftlichen Revolution, die mechanische Philosophie, baute auf gänzlich anderen methodischen Voraussetzungen auf, als die alten organischen naturphilosophischen Vorstellungen. Mit der mechanischen Ordnung gewann die Gleichsetzung von Macht und Wissen als Kontrolle der Natur einen operationalisierbaren Vorteil, den sie nicht mehr aufgegeben hat. Frauen aber waren von dieser Art der Macht, aufgrund ihrer a-symmetrischen gesellschaftlichen Stellung, per definitionem zweifach ausgeschlossen.

### Die Zähmung der gesellschaftlichen Natur

Ähnliche, doppelt wirksame Distanzierungen von Frauen als Ergebnis der a-symmetrisch geschlechtsgetrennten Lebenswelt des 18. Jahrhunderts, sind in den Schriften der Aufklärer zu finden, den Vorläufern der späteren Sozialwissenschaften. Rousseau wäre hier als einer der Kronzeugen aufzurufen, doch aus Zeitmangel müssen wir darauf verzichten.

Der Naturbegriff der Aufklärung war ein überaus schillernder und wechselte seine Bedeutung, je nach dem komplementären Feld, dem er entgegengesetzt wurde. Rousseau fügte die Vorstellung der Natur als Vorbild und Lehrer für die Gesellschaft hinzu, die es zu reformieren galt, und setzte Natur mit den Gefühlen der Frauen und ihrer Häuslichkeit gleich. Die Reformideen über soziale und politische Rechte des 18. Jahrhunderts erstreckten sich bekanntlich nicht auf Frauen. Natur war sowohl jener Bereich, der den Männern noch nicht zugänglich und von ihnen noch nicht beherrschbar gemacht war, wie auch jener, den die Männer bereits verstanden und sich zueigen gemacht hatten. Frauen wurden als Teil der Natur definiert durch ihre größere Nähe zu den Reproduktionsvorgängen, d.h. also durch die Bedeutung ihrer Sexualität für häusliche Aufgaben und die Aufzucht der Kinder. Sie hatten weniger Vernunft als die Männer, da

sie für ihre sozialen Aufgaben auch weniger benötigten, waren aber mit einem Übermaß an Gefühlen ausgestattet. Sie blieben aber gefährlich durch ihre Leidenschaften, durch die Unvorhersehbarkeit ihrer Gefühle, die gesellschaftlich erst unter Kontrolle gebracht werden mußten. Auch das Argument, daß sie aufgrund ihrer Rückständigkeit zum Fortschritt der Menschheit wenig beitragen konnten, kehrt immer wieder. So wurde es die Aufgabe der Wissenschaften - vor allem der bio-medizinischen -, die Frauen wissenschaftlich zu entschleiern (zu entkleiden), um so einen gefährlichen, weil hautnah in der Gesellschaft wirkenden Teil der Natur zu erklären, zu verstehen, vorhersehbar und kontrollierbar zu machen.

Den frühen Menschenwissenschaften (Sozialwissenschaften und Bio-Medizin) kam daher in der Konstituierung der Frauen als Objekte, die wissenschaftlicher Erkenntnis zugänglich waren, eine wichtige Kontrollfunktion zu. Die Erfassung ihrer Anatomie und Physiologie, Psychologie und ihres sozialen Verhaltens, wurde analog zur Untersuchung der exotischen Wilden betrieben, denen die Frauen aufgrund ihrer größeren Naturnähe ohnedies ähnelten. Frauen, die einen Teil der Natur innerhalb der Gesellschaft verkörperten, bildeten ein strategisches Forschungsfeld, um jenen unverstandenen, gefährlichen, weil noch unkontrollierten Teil der Natur innerhalb der Gesellschaft zu domestizieren, für den sie standen. Die Geschichte der medizinisch-wissenschaftlichen Konstruktion der Sexualität, die fast deckungsgleich mit der weiblichen war, und der praktische Umgang mit den Reproduktionsvorgängen in der Geschichte der Medizin ist nicht nur Ausdruck von Sadismus oder Resultat der »starken Leidenschaften«, die das Urteil des Fachmanns zu trüben drohen und ihn zum Stümper werden lassen, wie Bertrand Russell meint. Sie sind vielmehr auch im Kontext des kognitiven Programms der Entwicklung der Wissenschaften zu sehen, in der die vernunftbegabten Männer angetreten waren, sich die Natur »draußen« und die Natur »drinnen«, im Schoße der Gesellschaft, zu unterwerfen. Wo immer Frauen mit dieser Natur assoziiert wurden, galt es auch, sie sich wissenschaftlich untertänig zu machen.

### 3. Vater oder geschlechtsblinde Institution

Den Männern wurde dies um so leichter möglich, als sie sich mit der voll einsetzenden Institutionalisierung der Wissenschaften an den Universitäten und dem Ausbau des Bildungssystems, der Autorität einer Wissenschaftlichkeit bedienen konnten, von der die Frauen doppelt ausgeschlossen waren: aufgrund der gesetzlich verankerten Verweigerung der Zulassung zum Studium und aufgrund der Arbeitsteilung innerhalb der bürgerlichen Familie. War es in der künstlerisch-handwerklichen Phase der Wissenschaftsproduktion immerhin noch möglich gewesen, daß Frauen als Schwestern, Ehegattinnen oder Töchter im wissenschaftlichen Familienbetrieb mitarbeiteten, so wurde selbst diese Form der Mitarbeit mit der bürgerlichen Polarisierung von Heim und Welt gänzlich hinter die Kulissen verlegt.

Der lange Kampf, den zunächst die Töchter der gebildeten Väter um die Zulassung zum Studium führen mußten, hat sich nun in eine Auseinandersetzung mit der Wissenschaft als geschlechtsblinde Institution verwandelt. Erstmals in der Geschichte können Frauen als reale Menschen im Wissenschaftsbetrieb, als Beteiligte und Betroffene auch eine mit wissenschaftlicher Autorität versehene Stimme erheben.

Doch selbst hier wird ihnen täglich immer wieder vor Augen geführt, daß ihre wissenschaftliche Autorität jener der Männer unterlegen ist.

Es ist bemerkenswert, daß sich der Anteil der Frauen in der Wissenschaft in den ersten sechs Jahrzehnten wenig verändert hat. Im Jahr 1980 zählte die American Academy of Science in einem Land, das einen der höchsten Frauenanteile hat, nicht mehr als 2,6%, und von den bisher vergebenen Nobel-Preisen gingen ganze fünf (1,4%) an Frauen. Die jüngsten Zahlen für die BRD sind in einem Bericht enthalten, den Ulla Bock und Mitarbeiterinnen demnächst herausbringen werden: der Anteil der Frauen im Lehrkörper an wissenschaftlichen Hochschulen im Wintersemester 1979/80 betrug unter den Professoren ganze 3% und übersteigt unter Einbeziehung des gesamten Mittelbaus einschließlich Lehrbeauftragte nicht 10%

Was diese und ähnliche Statistiken in quälender Monotonie beschreiben, hat zunächst die Frauen außerhalb der Wissenschaft, wie Virginia Woolf, zu ihrem Aufschrei veranlaßt: Science is a man,

a father, and infested, too. Frauen innerhalb der Wissenschaft hatten es zunächst schwerer. Denn wie alle Außenseiter, die - wie Norbert Elias zeigt - von den Ausbreitungswellen des Zivilisationsstandards erfaßt werden, in diesem Fall von den Standards der Wissenschaftlichkeit, müssen sie zunächst eine Phase der Kolonialisierung oder Assimilation durchmachen, in der sie der herrschenden Schicht noch deutlich unterlegen und spürbar an deren Vorbild orientiert sind. Die herrschende Gruppe durchsetzt die nachdrängende mit ihren Verhaltensweisen, und den Frauen der ersten Wissenschaftsgeneration blieb nicht viel anderes übrig, als sich am starken wissenschaftlichen Über-Ich der Überlegenen zu orientieren. In einer zweiten Phase erfolgt jedoch die Abstoßung und Differenzierung, die aufsteigende Gruppe nimmt an Selbstvertrauen zu, und sie kehrt das Unterscheidende hervor. Damit nehmen auch die Spannungen zu. Langfristig ist jedoch eine klare Tendenz zur Angleichung der Verhaltenstandards und Lebensweisen zu erwarten.

Was die heutige Generation der Frauen der Wissenschaft vorwirft, ist nicht mehr ihre wie noch bei Virginia Woolf spürbare, anthropomorphe Männlichkeit, der Bart, in den auch Robert Musil die Wissenschaft lächeln läßt, sondern ihre institutionalisierte Geschlechtsblindheit. Sie erleben ihr Schicksal als ein kollektives und erkennen sich in den dürftigen Statistiken, in der Irregularität ihrer Lebensläufe, in ihrer noch immer weitgehend die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung widerspiegelnden Zuordnung zu den unteren, dienenden und pflegenden Aufgaben wieder.

Als Institution und professionalisiertes Produktionssystem hat die Wissenschaft den in der Gesellschaft existierenden segregierten Arbeitsmarkt und die sonst geltende Arbeitsteilung voll übernommen. Dazu spricht die Verteilung über die Disziplinen hinweg und die Verteilung innerhalb der wissenschaftsinternen Hierarchien eine allzu deutliche Sprache. Frauen, insbesondere in den naturwissenschaftlichen Fächern, berichten von den Widersprüchen, mit denen sie in ihrer täglichen Arbeit konfrontiert sind. Denn einerseits werden sie qua Wissenschaftler von ihren männlichen Kollegen als abstrakte Kopfarbeiter definiert, andererseits wird von ihnen erwartet, daß sie für die Arbeit mit dem Gefühl zuständig sind, für das Weiche an der harten Wissenschaft. Der schonungslose Bericht, den Anne Sayre über Rosalin Franklin, die an der Entdeckung der Double Helix mitbeteiligt war, läßt keinen Zweifel aufkommen, daß



Frauen letzten Endes immer in einem männlichen Labor arbeiten. Die biographischen Untersuchungen der jüngsten Zeit über erfolgreiche Frauen lassen wiederum deutlich erkennen, daß sie es dem persönlichen Einfluß von Männern verdanken - den Vätern, Ehemännern oder Liebhabern -, daß ihre Karrieren ihren Fähigkeiten entsprechend verlaufen sind. Während das Patronanzsystem in der Wissenschaft, das Lehrer-Schüler-Verhältnis, sowie die informellen Netzwerke der persönlichen Kontakte, integraler Bestandteil des Funktionierens von Aufstieg und Erfolg innerhalb der scientific community sind, ist für Frauen der Spielraum innerhalb dieses Patronanzsystems meist viel enger definiert, indem sie durch ihre Sexualität ein- oder ausgeschlossen werden.

An Jonathan Cole, einem amerikanischen Soziologen, der mit der bisher detailliertesten empirisch-quantitativen Untersuchung zur Ehrenrettung des meritokratischen Selbstverständnisses der Wissenschaft angetreten ist, lassen sich die Grenzen einer liberal-benevolent, dem herrschenden Methodenkanon verschriebenen Wissenschaftlichkeit aufdecken. Er kann zwar die bei scheinbar gleichen Startbedingungen und gleichwertigen Leistungen verzögerten Aufstiegschancen der Frauen quantitativ exakt erfassen, steht aber ratlos vor den außer-institutionellen Faktoren, die Ungleichheit, wenn auch nicht bewußt praktizierte Diskriminierung erzeugen: denn den Frauen gelingt es nicht, das sich in der Wissenschaft ansonsten akkumulierende Reputationskapital in reale, einlösbare Opportunitäten zu verwandeln. Ihr Handicap liegt darin, daß sie noch immer asymmetrisch in zwei Welten leben; die Männer der Wissenschaft weitgehend in einer. Am Wissenschaftskolleg zu Berlin habe ich die Vorzüge einer institutionalisierten Ehefrau kennengelernt.

Können Sie erraten, wer die hier abgebildeten Frauen sind? Es sind die Ehefrauen von vier Nobel-Preisträgern, die 1970 mit der höchsten wissenschaftlichen Auszeichnung bedacht wurden. Sie gaben an, daß sie es als ihre höchste Lebensaufgabe betrachten, ihren Männern die Sorgen des Lebens, die Alltagsseiten fernzuhalten. Ihre höchste Fähigkeit, so sagen sie, liegt darin, daß sie es verstehen, den Stimmungen ihrer Männer zu folgen; enthusiastisch zu sein, wenn er es ist, ihn aufzuheitern, wenn er deprimiert ist. »Was ich wirklich verstehe«, sagt Margaret Gell-Mann, »(sind nicht seine Ideen), sondern was mit ihm los ist.«



Die zweigeteilte Welt des Genus, von der Virginia Woolf sagte, die **Bedeutung**, die sowohl Priester wie auch Diktatoren der Notwendigkeit ihrer Aufrechterhaltung beimessen, beweisen zur Genüge, daß sie für ihre Herrschaft wesentlich ist - diese zweigeteilte Welt ist eine geschlechtsspezifisch a-symmetrische. Als gesellschaftliche Institution ist die Wissenschaft auf ihre Aufrechterhaltung zwar nicht angewiesen, aber die in ihr tätigen Männer profitieren kräftig davon.

#### 4. Die Selbstverwissenschaftlichung der Frauen

In ihrem erstarkenden Selbstbewußtsein als wissenschaftliche Außenseiter haben Frauen zunehmend kritisch auf das reagiert, was sie als die patriarchalische Stimme einer Wissenschaft bezeichnen, die nicht die ihre ist. Im Versuch, das Fremde, Aufgezwungene, Falsche abzuwerfen, ihrer eigenen Geschichte und Erfahrung auch wissenschaftliche Wirklichkeit zu verleihen, stehen den Frauen, wie anderen Außenseitergruppen, im wesentlichen zwei Strategien zur Verfügung: sie können einen Teil der offiziellen wissenschaftlichen Vergangenheit und Gegenwart uminterpretieren und sie können neue, originäre Beiträge einbringen.

Allerdings erheben Frauen dabei den Anspruch, die Spielregeln zu verändern, unter denen dies geschieht: das partizipierende ICH, das kollektive WIR, sollen bewußt einbezogen werden, subjektive und objektive Erfahrungsgrundlagen sollen neu zusammengeführt werden, denn nur so kann ein Prozeß der Theoriebildung entstehen, der bei der gelebten Erfahrung ansetzt: das Sein der Frauen soll auch wissenschaftlich zu neuem Bewußtsein erwachen.

Die erste Phase dieses erwachenden Bewußtseins war dem Sichtbarmachen des unsichtbaren Anteils der Frauen in der von Männern geschriebenen Geschichte der Wissenschaft gewidmet, der Entdeckung des »Problems, das keinen Namen hatte«. Die Frau als Sammlerin trat nicht nur in der Anthropologie dem Mann als Jäger gegenüber. Viele Arbeiten der frühen Frauenforschung tragen die Projektion von Hoffungen in sich, die Unterdrückte oft hegen, - daß sich nämlich die früher Unterdrückten letzten Endes als die besseren, die moralisch höher zu bewertenden Wesen erweisen werden. Dabei war es wahrscheinlich unvermeidlich, spiegelbildlich verkehrt in jene alte Stereotypen der Geschlechtspolarisierung zu verfallen, deren Entstehen im 19. Jahrhundert Karin Hausen so trefflich beschrieben hat.

Der Re-interpretation folgte die Rekonzeptualisierung, der Kampf darum, die Sprache des wissenschaftlichen Diskurses mitzubestimmen. Das sind jene Arbeiten, die sich der Theoriebildung verschrieben haben; die nicht nur um Aufarbeitung, sondern um begriffliche Umarbeitung von Zentralbegriffen ringen. Es wäre kurzsichtig, wollte man die Wahl von Themen, die Archäologie der verschütteten Begrifflichkeiten, die von Männern als trivial abgetan wurden, wie

die Alltäglichkeit und Privatheit der Frauen, ihre Hausarbeit und deren Geschichte, den Umgang mit ihren Kindern und ihren Körpern ausschließlich als Kampf um die wissenschaftliche Definitionsmacht sehen, indem es den Frauen darum geht, diese Felder mit Exklusivitätsansprüchen zu besetzen und um- bzw. aufzuwerten. Dies ist Teil der Machtkämpfe, die in jedem wissenschaftlichen Feld ausgetragen werden. Doch der Erfolg von methodischen und begriffsbildenden Innovationsstrategien muß sich immer an einem realen Hintergrund messen, an dem in einem Machtzusammenhang bestimmt wird, was als wirklich, was als wahr akzeptiert wird. Daher läßt sich die Frage nach der Bedeutung der feministischen Theoriebildung, die besonders in der Geschichtswissenschaft, der Soziologie, Anthropologie und Linguistik, der Biologie und im Gesundheitsbereich erfolgt, nur beantworten, wenn wir sie in einen systematischen, empirischen Zusammenhang mit den Veränderungen bringen, die im Verhältnis zwischen Wissenschaft und Gesellschaft vor sich gehen.

Hier fällt zunächst auf, daß die Versuche zu einer neuen, epistemologisch anders fundierten Naturwissenschaft und Technik spärlich und schwierig sind. Ich glaube nicht, daß sich dies mit der Tatsache erklären läßt, daß schon die proto-wissenschaftlichen Vorformen, die Theologie und das Kriegswesen als Vorläufer von Logik und Technik, den Frauen seit jeher verschlossen waren. Noch glaube ich, daß wir dafür die größere ideologische Durchlässigkeit der Sozialwissenschaften verantwortlich machen können, die für soziale Bewegungen offener sind und mit-validieren, was innerhalb der Disziplinen nach wissenschaftsinternen Kriterien als akzeptables Wissen gilt. Auch hier, so möchte ich behaupten, können wir die Frage nach den Chancen der Rekonzeptualisierung durch die Frauen nicht unabhängig von der Entwicklung sehen, denen Naturwissenschaften und Technik unterliegen.

Dies ist ein Prozeß, den Jerry Ravetz scharfsinnig als die fortgesetzte Industrialisierung der Wissenschaft und ihrer Erkenntnismethoden beschrieben hat, ein Prozeß, in dem steigender Kapitalbedarf und wissenschaftsindustrielle Führungs- und Managementmethoden Bedingungen sine qua non wissenschaftlicher Produktivitätszuwächse geworden sind.

Die Frage, die Dona Haraway für die Biologie stellt, scheint allgemein berechtigt: haben nicht die beiden menschlichen Produktivfaktoren der industriellen Revolution, die Frau als Mutter und als

»das Geschlecht« und der Mann als Arbeiter, angesichts des heutigen wissenschaftlich-technischen Produktivitätspotentials aufgehört, in mehr als einem marginalen Sinne produktiv zu sein? Sind sie nicht längst angesichts der in die biologischen Erkenntnisgegenstände eingebauten Kontrollpläne natürlicher Fruchtbarkeit, angesichts des Potentials, das selbst-regulierenden, selbst-generierenden Kontrollsystemen wissenschaftlich und wirtschaftlich zukommt, längst zu obsoleten Objekten wissenschaftlicher Erkenntnis geworden - aufgelöst in Systembestandteile?

Es ist kein Zufall, daß das erstmals in der Geschichte auftretende Phänomen, daß sich Frauen sichtbar nicht nur als die praktischen Gehilfinnen der Männer, sondern theoretisch eigenständig mit der Aufarbeitung ihrer trivialisierten und vernachlässigten Lebenswelt befassen, gerade jetzt auftritt. Wenn sie dabei auf die ihnen eigenen Erfahrungsbereiche zurückgreifen - auf ihren Alltag und die von ihnen erbrachte Gefühlsarbeit als eine spezifische Form von Arbeit, wenn sie die Erfahrungen mit ihrem Körper einbeziehen, mit ihren Kindern und deren Pflege, mit der Geschichte und der Geschichtsschreibung von Hausarbeit und ihrer Sexualität. So tun sie dies mit Erkenntnismethoden und Werkzeugen, die ihnen zugänglich sind, also unter den spezifischen historischen Produktionsbedingungen, die ihnen offenstehen, denn vom kapitalintensiven Wissenschaftsbetrieb sind sie im allgemeinen weit entfernt. Sie sind angetreten, um erstmals ihre eigene Wissenschaftsgeschichte zu machen - und dies auch unter Bedingungen, die sie nicht frei wählen können. Denn die erträumte Selbst-Verwirklichung, das Heraustreten aus dem historischen Schattendasein in die blendende Wirklichkeit einer verwissenschaftlichten Gesellschaft muß bezeichnenderweise verwissenschaftlichte Formen annehmen. Die Theoriearbeit, die Frauen über ihre Lebenswelt augenblicklich leisten, ist daher nichts anderes als eine Form von Selbstverwissenschaftlichung. In dem Maße, als auch die letzten Bereiche von Privatheit und Alltag, von Gefühlsleben und Beziehungen, dem nächsten Schub von Technisierung und Verwissenschaftlichung unterliegen, wirken Frauen als erkennende Subjekte daran mit. Sie nehmen dabei allerdings einen strategischen Platz ein.

Denn: die bevorstehende Technisierung der Alltagswelt, die in den männlichen Phantasien von der Befreiung der Frau durch die Technik längst vorweggenommen wurde, wird sich nicht allein auf

die voll-informatisierte Ehefrau beschränken, sondern vor den Männern nicht Halt machen. Die Frage, wie und wodurch sich Menschen von selbst-referentiellen künstlichen Intelligenzsystemen unterscheiden, wird auch die Frage nach den Unterschieden zwischen weiblicher und männlicher Intelligenz und andere Kontroversen neu und heftig aufleben lassen.

Es ist anzunehmen, daß die Technisierung nicht so sehr den von Ivan Illich prognostizierten Genus-Schwund beschleunigt, sondern zu einer konfliktreichen Neuordnung der Genus-Beziehungen führen wird.

### 5. Le paradis des femmes: gibt es eine weibliche Wissenschaft?

Doch bevor der Genus gänzlich entschwunden ist, bevor die Zukunftsvision, die H. G. Wells bereits 1914 von Männern und Frauen in der Wissenschaft entwarf, auch tatsächlich eintrifft, - eine Vision, in der er vehement die »Ent-spezialisierung der Frauen als Frauen« fordert und sie auffordert, endlich zu lernen, daß sie aufhören müssen, von sich in Beziehung zu den Männern zu denken und statt dessen sich in Beziehung zur Sonne und zu den Sternen zu denken, um zum gemeinsamen Abenteuer in den Weltraum aufzubrechen - bevor diese und andere Langzeitperspektiven über uns hereinbrechen, wird die Welt, auch die der Wissenschaft, noch für einige Zeit von Menschen als Männern und Frauen belebt sein.

Und in dieser Szenerie regt sich der weibliche Widerstand. Er nimmt verschiedene Formen an, und die Widerstandsgruppen verkleiden sich entsprechend: die eine kämpft den mühsamen und undankbaren Kampf um Stellenquoten auf dem ausdörrenden Hochschulboden, während eine andere die Frage, ob es sich überhaupt lohnt, längst beantwortet hat und die Wissenschaft fröhlich von den Rändern her zerfranst. Drinnen aber, im epistemologischen Heiligtum, sind die Frevlerinnen am Werk und stellen die tabuisierte Frage: gibt es eine weibliche Wissenschaft?

Das Thema ist kontroversiell, auch innerhalb der Bewegung. Gemeint ist, wie bei jedem Tabu, das bisher Undenkbare: daß Frauen etwas radikal anderes über die Naturwissenschaften zu sagen haben; daß es eine spezifisch weibliche Erkenntnistheorie geben könnte,

eine die sich nicht in die gängigen Spielarten des philosophischen Realismus einordnet, sondern die Möglichkeit des Zugangs zur realen Welt, ja einer Objektivierung radikal verleugnet; daß es dem weiblichen Denken gelingen müßte, die Trennung zwischen Objekt und Subjekt aufzuheben; zwischen Wissen, das nicht zu beherrschen und kontrollieren sucht, und der gängigen Wissenschaft, die diese Prinzipien verkörpert; daß Frauen mit wachsender Definitionsmacht innerhalb der Wissenschaften auch andere, spezifisch weibliche Begriffe schöpfen können und beginnen werden, die Wissenschaftsgeschichte neu zu beschreiben.

Ich muß es von vornherein bekennen: eindeutige Antworten auf diese Fragen gibt es nicht. Doch wenn das Udenkbare einmal gedacht ist, läßt sich auch darüber weiterdenken. Ich möchte drei Gedankenmodelle dafür zur Diskussion stellen:

Das erste Modell schließt paradoxerweise an die duale Logik des vermaledeiten Patriarchats an. Weibliche Wissenschaft wird als radikale Rückkehr zur Subjektivität gefeiert, und nur Frauen wird die Fähigkeit zuerkannt, Ambivalenz zu tolerieren, das Konkurrenzdenken im Wissenschaftsbetrieb zu unterwandern, kurzum, das Bild der männlichen Rationalität, der Objektivitätsanspruch einer Wissenschaft, die alles Subjektive zu eliminieren trachtet und Gefühle durch Jahrhunderte erfolgreich unterdrückt hat, wird spiegelbildlich umgekehrt. Eingerahmt ist es durch die Annahmen, daß es Unterschiede im weiblichen Denkstil gibt, im Weltbild und im Tun: Frauen sind anders und denken anders. Doch selbst wenn es so wäre, wäre dieses spezifisch andere nicht auch nur ein Ergebnis der kulturellen Einflüsse, der Erziehung und der Lebensumstände? Können wir hier überhaupt von »weiblich« anders als von einer historischen Kategorie sprechen? Ich glaube, hier spricht die Stimme der romantischen Reaktion, und das Udenkbare erweist sich bei näherer Betrachtung als das längst Gedachte.

Das zweite Modell lehrt uns, im weiblichen Denken den wahren Humanismus zu sehen, die Suche nach der neuen Synthese, die nur durch Aufspüren des längst Vergessenen, des verschütteten »Wärmestromes« gelingen kann, der durch den »Kältestrom«, der die Wissenschaftsgeschichte sukzessive seit dem 17. Jahrhundert erfaßt hat, verdeckt wurde. Hören wir dazu Ruth Hubbard, eine der beeindruckendsten Feministinnen in der Biologie:

*»Die Antithese Mensch - Natur wurde von den Männern erfunden. Unsere Aufgabe ist es eine Beziehung zu enden, die die Einheit der Menschheit mit der Natur verwirklicht (im Sinn von wirklich machen) und die ihr Funktionieren von innen her verständlich macht... Wissenschaft ist ein menschliches Konstrukt, das unter bestimmten historischen Bedingungen entstanden ist, als die Beherrschung der Natur durch die Männer ein positives und anstrebenswertes Ziel schien. Diese Bedingungen haben sich verändert und wir wissen jetzt, daß der Pfad, auf dem wir uns bewegen, viel eher zur Zerstörung der Natur führt, als zu ihrer Erklärung oder Verbesserung. Frauen haben öfters als Männer erkannt, daß wir Teil der Natur sind und daß das Schicksal der Natur in menschlichen Händen liegt, die sich nicht gut um sie gesorgt haben. Wir müssen jetzt mit dem Wissen handeln.«*

Das Undenkbare nimmt hier eine sehr klare weibliche Stimme an, indem die weibliche Wissenschaft die sorgende, pflegende Wissenschaft wird, die einzig menschliche...

Doch welche Chancen hat eine solche Wissenschaft wirklich zu werden und die Wirklichkeit zu verändern?

Dies bringt mich zum dritten Modell: zur Neubestimmung der Einheit und Vielfalt der Wissenschaft. Gemessen am fiktiven Einheitsstandard »DIE WISSENSCHAFT« kann es keine anderen Götter neben ihr geben: keine marxistische Wissenschaft, keine feministische, keine chinesische und auch keine islamische. Aber diese Einheit ist fromme Fiktion, der Glaube, der uns freilich alle zusammenhält. Darunter nämlich ist die Wissenschaft ständigem und wachsendem Druck an Differenzierung ausgesetzt: Differenzierung der Disziplinen und Differenzierung ihrer Orientierungsansprüche, wie Wolf Lepenies gezeigt hat.

Differenzierung auch im Hinblick auf die Wissenschaftskonzeptionen, deren fröhlicher Pluralismus längst den logischen Positivismus ad absurdum geführt hat. Differenzierung durch Entkoppelung einer sich fast automatisch fortschreibenden Wissensproduktion, abgesetzt vom industriellen Wissenschaftsbetrieb und dem noch handwerklich betriebenen; schließlich Differenzierungen in geschlechtsspezifischen Tätigkeiten und Denkweisen. Doch diese ständigen Arbeits- und Denkteilungen folgen keinen vorgezogenen Linien, sondern bilden sich in ständigen Auseinandersetzungen und Konflikten neu heraus.

Der Konflikt, in dem sich Männer und Frauen zur Zeit in der Wis-



senschaft gegenüberstehen, wird um kognitive Ansprüche mit realen Folgen für eine Veränderung der Machtbalancen geführt. Doch wir müssen auch sehen, daß die Frauen in ihrer insistierten Hinterfragung der Grundannahmen der herrschenden Orientierungsmittel nicht allein sind, noch daß sie darauf einen Monopolanspruch haben. Schon 1907 hat William James die »philosophische Atmosphäre« einer Zeit - heute wäre wohl der **Begriff** des Paradigmas geläufiger - auf die unterschiedlichen Machtkonstellationen zwischen zwei



---

Gruppen in der Wissenschaft zurückgeführt: den Sanft-Gesinnten, die für die Vielfalt kämpfen, und den Hart-Gesinnten, die »das Eine« verteidigen. Die sogenannte männliche Wissenschaft ist, wie ich gezeigt habe, kein von den Frauen erfundenes Thema, sondern war Entstehungsbedingung der modernen Wissenschaft. Inzwischen ist sie längst an ihren Grenzen angelangt und hat flexibel darauf reagiert: die Einheit löst sich in der Vielfalt auf. Die Stimmen der Frauen sind eine mächtige Stimme in dieser Vielfalt. Im bevorstehenden Perspektivenwechsel, der das Udenkbare symbolisch so zusammenfaßt, daß daraus das allgemein Gedachte wird, werden sie nicht zu überhören sein.